

Deutschland, diesen Sommer

Autor(en): **Mann, Golo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DEUTSCHLAND, DIESEN SOMMER

Reiseaufzeichnungen von Golo Mann

Heidelberg. — Die Motorisierung droht hier zu derselben Elementarkatastrophe zu werden wie in der Schweiz; durch das Neckartal donnern die Kolonnen amerikanischer und deutscher Wagen, deren Insassen von ihren genußlosen Ausflügen zurückkommen. Radfahrer haben ein schwieriges Leben; Wandern, das eigentliche, mehrtägige, scheint ganz aus der deutschen Welt zu verschwinden.

Die Amerikanisierung merkt man auf Schritt und Tritt; in Reklame und Geschäftspraktiken; in Büchern, Zeitschriften, Zeitungen; in den Trachten; im Stil des Bauens; selbst in Sprache und Ton. Das Wort «Amerikanisierung» ist aber mit Vorsicht zu gebrauchen. Soweit es sich überhaupt um Nachahmung handelt, ist sie spontan, nicht befohlen oder aufgenötigt. Und die Grenze zwischen dem, was Nachahmung, und dem, was Parallelentwicklung ist, kann nicht klar gezogen werden. Aehnliche Bedingungen, ähnliche Folgen.

Daß die Studenten besser sind als zu meiner Zeit, ernster, mißtrauischer, um die Wahrheit bemühter — dieser alte Eindruck bestätigt sich aufs neue. Selbst wenn sie Unsinn reden, ist es ehrlich geglaubter, nicht demagogisch hingeschwatzter Unsinn; was die Verantwortung der Lehrer um so größer macht. Was mir aber hier in der Diskussion immer wieder auffällt: Eine gewisse Traurigkeit, Initiativlosigkeit, das Gefühl, nicht bloß nicht Herr des allgemeinen Schicksals zu sein, sondern auf dasselbe überhaupt keinen Einfluß zu haben. Das formuliert sich im Politischen als Skeptizismus gegenüber einer jeden aktiven deutschen Außenpolitik: «Wir sind ohnmächtig», «Solange wir keine Nation sind, können wir nicht handeln» usf. Die Gegenfrage: Wenn ihr nicht handeln könnt, wie wollt ihr dann wieder eine Nation werden? — ist hier noch nicht einmal der gewichtigste Einwand. Dieser ist vielmehr: Daß die Realität der deutschen Nation gerade durch die unmögliche Welt-situation bewiesen wird, zu der ihre Teilung so viel beigetragen hat. Auch ist den wenigsten Deutschen bewußt, wie groß — wie unverdient groß — die Möglichkeiten deutschen politischen Handelns heute schon wieder sind. Und wie der Möglichkeit die Verpflich-

tung entspricht. Aber daß man der Welt — sagen wir der westlichen — und nicht bloß sich selber verpflichtet ist, daß gute Politik sich immer, und heute mehr denn je, über die unmittelbar-eigensten Interessen erheben muß, und auch diese nur befriedigen kann, wenn sie sich über sie erhebt — das will den Menschen nicht bekommen.

Die Stimmung gegenüber den Amerikanern. Bei Vorträgen erntet man leichten Beifall, wenn man an den Vereinigten Staaten Kritik übt; Lob wird frostig aufgenommen. Eben dies nötigt zur Vorsicht mit kritischen Argumenten; sie geraten leicht in die Hände jener, denen man sie nicht liefern will. Ihrerseits machen die Amerikaner keine genügende Anstrengung, vielmehr überhaupt keine Anstrengung, den ungeheuren Widerspruch im Wandel ihrer jüngsten Politik zu klären und zu überwinden. Sie sind sich gar nicht bewußt, daß es hier ein Problem gibt; sie schämen sich nicht. Allenfalls genügt es, so glauben sie, zu sagen, daß die schlimmen Russen ihre Versprechungen nicht gehalten hätten. Hat man sich aber in der Beurteilung eines so wichtigen Partners so sehr geirrt, dann war etwas falsch mit der eigenen Politik und Weltweisheit; was den Schluß nahelegt, es könnte auch jetzt noch etwas mit ihr falsch sein. Wann, wie wurde geirrt, was hätte anders getan werden sollen? Daß diese Frage nicht eindeutig beantwortet werden kann, daß sie zur Vermutung drängt, es hätte das «Richtige» überhaupt nicht getan werden können, der Weltlauf sei ein an sich unvermeidbar unglücklicher gewesen, verbessert nichts; es leistet dem bestehenden Skeptizismus Vorschub. Wenn damals das Rechte nicht getan werden konnte, wenn dies das Ergebnis aller mörderischen Befreiungsbemühungen ist, warum sollte es ein anderes Mal besser gehen? . . . Ein wohlmeinender Professor rief seinem akademischen Publikum zu: «Das müssen Sie mir doch zugeben, wenn die Amerikaner nicht wären, so wären wir heute alle russisch!» Ihm wurde nachher geantwortet: «Wenn aber die Amerikaner vor zehn Jahren nicht gewesen wären, dann wären heute alle Russen deutsch.» Um zu widerlegen, was mit diesem Satz gemeint ist, dazu muß man allzu komplizierten Gedankengängen zu folgen bereit sein.

Mit Skeptizismus und Düsternis der Diskussion kontrastiert wunderbar das wirkliche Leben. Es war im Materiellen nie so produktiv, nie so laut, so gläserklingend, so gierig nach Ostentation und Vergnügen.

München. — Der Wiederaufbau macht große und wundervolle Fortschritte. Wundervoll, weil das Neue, Zeitgemäße sich hier dem Alten einfügt; im Gegensatz zu andern deutschen Städten, die ihren alten Charakter eingebüßt haben und nun als amerikanische

Städte aus zweiter oder dritter Hand wieder erstehen. Auch hier ist manches unwiederbringlich verloren, aber vieles steht wieder da, beinahe so, als sei ihm nie etwas geschehen. Noch ein paar solche Jahre, und München wird wieder eine schöne, elegante Stadt, von der alten Eigenart, sein. Man kennt hier das rechte Maß besser als anderswo. Der protzige Neureichtum macht sich nicht so unangenehm geltend wie in Frankfurt oder Düsseldorf; das Leben kostet weniger; die Motorisierung ist noch nicht so weit fortgeschritten, als daß nicht am Sonntag die radfahrenden, glücklichen Familien und Gruppen zwischen der Stadt und den Seen bei weitem überwögen.

Das Hofbräuhaus. Lärm, Musik, Lachen und Bierdämpfe; selig schwankende «GIs» inmitten der Eingeborenen. Erinnerung man sich des Elends von 1945, der ersten Wochen nach dem Einmarsch, der «Nonfraternisation», so ist dies wahrhaft ein phantastisches Bild. Sieben Jahre! Irrealität der Feindschaften und Freundschaften. Neulich brachte mein Masseur mir einen Herrn Soundso aus Israel, der nach München gekommen sei, um die hiesigen Heilmethoden zu studieren. Zwischen den beiden Herren schien herzliches Einvernehmen zu bestehen. Tatsächlich begegnet man zahlreichen Juden, die hier arbeiten und sich wohl fühlen. Was heutzutage vorbei ist, das ist nie gewesen.

Gespräch mit dem Minister Dr. H., der, in bayrischen Dimensionen, ein wirklicher Staatsmann ist, übrigens viel in der Schweiz gelernt hat. Er ist pessimistisch, was die Entwicklung des ihm teuren Föderalismus betrifft. Der «Bund» rafft immer mehr Aufgaben an sich, fordert immer mehr Geld; die Tatsache, daß im Prinzip alle alten Reichsgesetze — auch die unter Hitler geschlossenen — mitübernommen wurden, kommt dem Zentralismus zugute. Die wahre Belastungsprobe für die Länder käme aber erst nach der Vereinigung mit der Ostzone. Dort lebt das radikalste, der Vergangenheit und ihrer Schönheiten fremdeste Volk. Und die Hauptstadt Berlin, in ihre alten Funktionen wieder eingesetzt, wäre ein ungeheures Energiezentrum, ausstrahlend, aufsaugend, geschichtslos. Bonn ist harmlos — «Vichy plus Lourdes», wie ein Franzose es neulich ausdrückte. Die katholisch-rheinbündische Tradition ist dem Föderalismus immer günstig gewesen.

Persönlich werde ich nie verstehen, warum die Bayern nicht endlich wieder ihre Monarchie herstellen. Sie wäre der beste Schutz gegen jeden totalitären Despotismus. Ein politisches Kapital, wie es die Tradition des bayrischen Königtums ist, zu besitzen und nicht auszunutzen — dazu muß man ein mit politischen Glücksgütern reich gesegnetes Land sein! Aber gegen die Gewerkschaften

ginge es nicht, geht überhaupt in Deutschland heute nichts; und die Gewerkschaften halten an dem alten Axiom fest, wonach auch die zweifelhafteste Republik allemal besser ist als eine Republik, der ein König präsidiert.

Daß die Nazis eine größere Gefahr seien als die Kommunisten, kann man wohlinformierte Leute sagen hören. Wer und was ist damit gemeint? Sicher nicht die Mehrzahl der ehemaligen PGs, die in Amt und Würde wieder eingesetzt sind. Das war unvermeidlich. Nur die wenigsten Menschen sind Nazis ihrer Substanz nach. «Nationalsozialismus» bedeutet nichts als eine Form der Machtkonzentration und Expansion, eine extreme Haltung, einen Komplex solcher Haltungen, ein Symbol für diesen Komplex. Extrem und böse, aber nicht notwendig nur in einer bestimmten Richtung. Das gleiche gilt für den «Kommunismus» mit dem Unterschied, daß dieser außenpolitisch festgelegt ist, zu den Haltungen, die er symbolisiert, die Unterwerfung unter Moskau gehört. Der Nationalsozialismus symbolisiert keine solche Unterwerfung, symbolisiert vielmehr das absolute, ruchlose Freibleiben und die Ausschließung keiner Möglichkeit. Die Amerikaner wären jedenfalls sehr im Irrtum, wenn sie die Nationalsozialisten für zuverlässig antirussisch hielten.

Ich fürchte, daß sie diesem Mißverständnis nicht immer entgehen. Sie sagen zwar noch gelegentlich, daß man gegen jede Form des Totalitarismus sein müsse; aber man hat den Verdacht, daß sie, nur noch auf deutsche Produktivität und deutsche Soldaten erpicht, wie sie es jetzt sind, das Interesse an den Nazis weitgehend verloren haben. Der Syllogismus ist: Antikommunismus ist gut. Nationalsozialismus ist eine extreme Form des Antikommunismus. Also... Aber diese zweite Gleichung ist höchst ungewiß.

Je konstruktiver und selbständiger die deutsche Politik, desto geringer die Gefahr des Nazismus. Ein unbedingtes, unintelligentes Befolgen der amerikanischen Linie leistet ihm zweifachen Vorschub: erstens, weil die Amerikaner, wenn auch wider Willen, jene Elemente stärken, unter denen der Nazismus als Möglichkeit beherbergt wird; zweitens, weil das stark im Wachsen begriffene Ressentiment *gegen* die Vereinigten Staaten im Sinne eines gehässigen Nationalismus wirken muß. — Unter selbständiger Politik verstehe ich nicht die unsinnige Bestrebung des «Neutralismus» (Neutralität in seinen eigenen vitalsten Angelegenheiten!), viel weniger eine Anlehnung an Rußland oder andere solche falschen Alternativen. Ich verstehe darunter bloß einen eigenen geistigen Beitrag innerhalb des atlantischen Systems; ein Mitführen, im Gegensatz zum bloßen Mitgeführtwerden.

Berlin. — Die Grenze zwischen den Stadthälften ist viel einschneidender, die Kluft viel tiefer als vor zwei Jahren. Damals war es der Unterschied zwischen dem vergleichsweise wohlhabenden, im Wiederaufbau fortgeschrittenen Westen und dem Osten, der sich seit 1945 kaum verändert hatte. Nun wird auch im Osten gebaut; aber anders.

Beim Kommunistischen Schriftsteller-Kongreß in der Jägerstraße (wo natürlich niemand mich kennt). Das «Haus der Kultur» verleugnet nicht seinen ehemaligen Charakter als Hauptquartier von Papens «Herrenklub». Im Treppenhaus Porträts von Goethe, Humboldt und Erich Becher, dem selbsternannten Dichturfürsten, wie Lüthy ihn nennt. Die Diener befrackt und höflich; im Saal gibt es Kaffee und ungarischen Wein. Die anwesenden Schriftsteller sind in der Mehrzahl noch vom altdeutsch-linksradikalen Schlage: Hornbebrillte, nervöse Kettenraucher, Damen mit hochgeschlossenen schwarzen Kleidern, Habichtsprofilen, kurzem, grauem Haar. Der neue Typ, der proletarisch faschistische, uniformierte erscheint nur sporadisch. Referiert und diskutiert wird überaus gründlich über die Frage, ob Stalin gesagt habe, die Schriftsteller seien die Ingenieure der menschlichen Seele, oder aber: Die Schriftsteller seien die Ingenieure der menschlichen Seelen. Man müsse den Unterschied zwischen beiden Lesarten ermessen! Um das großartige Wort — großartig in jedem Fall — voll auszuwerten, sei es dringendes Gebot, endlich seine Authentizität herzustellen; hierzu bedürfen die deutschen Schriftsteller der Hilfe der glücklicheren, der Quelle um so viel näheren Sowjetkollegen. Hilfe kam dann in der Form eines manierlichen russischen Literaturprofessors, der über Stalins Aesthetik sprach und die Deutschen durch seinen Liberalismus beeindruckte. Es ist, so lernten wir, durchaus falsch, zu glauben, in Sowjetromanen dürfe das Negative nicht vorkommen, es gehe dort immer nur um den Kampf zwischen *Gut* und noch *Besser*. Im Gegenteil, der Sowjetrealismus nimmt das Leben, wie es ist, und in einem dynamischen, zwar sozialistischen, aber doch noch nicht vollendet kommunistischen Gemeinwesen muß es das Negative, Ungenügende geben. Lesen wir also etwa von einer Pionierin oder Aktivistin, die einen schwachen, bei der Arbeit nachlässigen Menschen heiratet, so ist dies durchaus mit Stalins Aesthetik vereinbart. Natürlich wäre es uns allen lieber, die gute Pionierin heiratete einen guten Pionier. Es kann aber leider eben noch sehr wohl vorkommen, daß sie es nicht tut; und was vorkommen kann, muß auch dargestellt werden dürfen... Das Ganze von unsagbarer Oede und Langeweile; viel trauriger als komisch.

Ein Zukunftsbild der im Werden begriffenen kommunistischen

Hauptstadt erhält man in der Gegend um die Stalin- (früher Frankfurter) Allee. Eine Ausstellung in der schon fertigen Sporthalle und riesige Bilder an den Baustellen selber zeigen, wie diese meilenlange babylonisch-moskowitzische Via triumphalis einmal aussehen wird. Die Gebäude sind etwa 200 Meter lang; jedes von ihnen wird viele hundert Wohnungen beherbergen. Die Mauern sind dünn, das Material ungut; Wände, die ein halbes Jahr gestanden haben, zeigen schon üble Flecken. An überwältigender Pseudograndiosität übersteigt das Projekt alles, was Hitler gemacht hat; wozu der Unterschied kommt, daß es ein Wohn-, nicht ein bloßes Repräsentationsprojekt ist. Vor einem schon fertigen Hochhaus nahebei — einem Gebäude, wie man es nun allerdings in jeder drittrangigen amerikanischen Stadt zu Dutzenden sehen kann — informiert ein großes Schild, wer darin zu wohnen auserwählt ist, nämlich ein Maurerpolier, eine Näherin, ein Stahlarbeiter, ein Zahnarzt (als Vertreter der «schaffenden Intelligenz»), ein Volkspolizist usw., alles auf ihrem Feld besonders verdiente Aktivisten, Pioniere, Ueberstundenarbeiter, Pensums-Uebererfüller. Dem Verdienste seine Krone — das wird auch durch die Porträts verdienter Bauarbeiter demonstriert, die mit den entsprechenden Erklärungen reihenweise auf der Straße zu sehen sind. Ob das den Leuten gefällt? Momentweise ist man versucht, es wirklich für den sozialen Stil der Zukunft zu halten; aber man hört doch zu viel von der Härte der neuen Kollektivverträge, der Müdigkeit und Verbitterung. — Die ganze Bauerei wird als ein Unternehmen der äußersten Dringlichkeit, ein Wettlauf mit man weiß nicht was aufgezogen; auch als eine Schlacht gegen den kapitalistischen Gegner, der denn auch, so scheint es, durch seine Sabotageakte den Erfolg des Projektes so emsig anzuhalten versucht, wie der Teufel den Bau einer Kathedrale.

Daß die Propaganda ihren Zweck erreicht, glaube ich nicht. Es gibt zu schwindelnd viel davon, buchstäblich wo immer man hinschaut; Spruchbänder, Inschriften, Bilder bedecken die Ruinen, die Wände in den Restaurants, Geschäften, Bahnhöfen. «Wer den Krieg haßt, wünscht den Frieden», «Die Sowjetunion ist des deutschen Volkes bester Freund», «Fort mit dem Bonner Mordregime» usw. — In den öffentlichen Lokalen kann man ziemlich frei sprechen.

Endlose Kolonnen von Schulkindern bewegen sich durch die Friedrichstraße und die Linden zum Platz, wo das Schloß stand, jetzt «Marx-Engels-Platz». «Wir Kinder wollen Frieden», «Wir Kinder wollen die deutsche Einheit» usw. Ungefähr wie in Orwells Roman; nur daß die Kinder sich herzlich zu amüsieren scheinen

und tatsächlich ganz ohne militärischen Zwang dahertöffeln. — Für übermorgen ist der «Tag des Volkspolizisten» angesetzt.

Unleugbar geschieht für die Jugend eine Menge. Etwa erhält, wer überhaupt zum Studium zugelassen wird, vom Staate ein liberal bemessenes Monatsgehalt. Am meisten bekommen die Söhne von Arbeitern und Bauern; weniger die der sogenannten schaffenden Intelligenz; am wenigsten die Söhne der ehemaligen Bourgeoisie. Zuerst wollte man überhaupt nur die jungen Proletarier studieren lassen; sah aber gar bald, daß nicht jeder dafür gemacht ist, und mußte nolens volens auf das alte Bürgertum zurückgreifen. Es gibt sogenannte Schwerpunkt-Fakultäten, die mit besonders viel Geld und Privilegien favorisiert werden. Zu diesen gehören unglaublicherweise die theologischen Fakultäten, zum Beweis dafür, daß der Staat die Heiligkeit des Studiengegenstandes zu schätzen weiß. Andererseits sind auch die Theologen vom obligatorischen Studium des «Marxismus-Leninismus» nicht dispensiert; wo sie denn lernen müssen, daß Religion Opium fürs Volk ist. Was sollen sie sich nun denken? Die Mehrzahl, davon bin ich fest überzeugt, durchschaut den Schwindel und leistet ihm nichts als das Minimum des geforderten Lippendienstes. Die Macht des geistigen Drills ist bei weitem nicht so unbedingt wie die Machthaber — und unsere apokalyptischen Romanciers sich immer wieder einbilden.

Aber gerade die jungen Menschen von solidem geistigem Charakter haben es schwer. Nach dem Westen entfliehen wollen sie meist nicht, teils, weil sie dort kein Fortkommen hätten, teils auch, weil sie es wie eine Desertion empfinden. Sie fühlen, daß sie etwas zu verteidigen haben. Wenn nun aber auch in der Ostzone die Dienstpflicht kommt, und wenn man sie dann als Soldaten nach dem Kaukasus oder nach Turkestan verschickt? Sie empfinden die gegenwärtige Situation als unnatürlich und widerwärtig; wollen den Krieg nicht (den will in Deutschland niemand); sehen aber auch nicht, wie sie ohne Katastrophe geändert werden könnte. («Was er einmal hat, das gibt der Russe nicht her.»)

Das letztere scheint mir nicht so absolut sicher. Politik, von der Art, auf die man in unserer Zeit mehr und mehr verzichtet hat, vermöchte da am Ende immer noch einiges. Wozu eine Voraussetzung wäre, über das jetzt Erreichbare, jetzt Erstrebenswerte sich etwas klarer zu sein. Wie wahr ist immer wieder der alte Satz von der Politik als der Kunst des Möglichen, nämlich des begrenzten, tunlichen Veränderns der Dinge. Hier gibt es die, die sich auf die Zukunft überhaupt keinen Reim machen, weil sie die Gegenwart recht vergnüglich finden; etwa die jovialen Geschäftsleute, die in Baden-Baden Champagner trinken. Dann gibt es den Skepti-

zismus, die Indifferenz, die achselzuckende Hoffnungslosigkeit. Dann wieder die große vage Hoffnung, daß eines Tages, mit einem Schlage, alles ganz anders werden müsse. Die amerikanische Rhetorik stärkt diese Hoffnung. Aber tut sie den Deutschen damit einen Dienst? Was nützt es, von einem finalen Sieg im «kalten Krieg» zu sprechen, wenn niemand je beschrieben hat, wie eigentlich ein solcher Sieg auszusehen hätte? Von der Wiederherstellung der osteuropäischen Grenzen von 1937 zu sprechen, wenn niemand sich die Mühe nimmt, auch nur die Bedingungen zu präzisieren, unter denen allein z. B. Ostpreußen wieder deutsch werden könnte? Es wäre besser, das in absehbarer Zeit vielleicht Erreichbare von dem zu unterscheiden, was ohne grundstürzende, aller durch sie erstrebten Gewinne spottende Katastrophe jetzt nicht zu erreichen ist.

Einstweilen atmet man auf, wenn man am Potsdamerplatz die Ost-West-Grenze wieder überschreitet; die verrückteste, zaubermächtigste politische Grenze, die es je gab.